

Er sucht das kosmische Ur-Ei der Kunst

Pollen, Wachs, Stein, Milch, Reis – das Universum des Wolfgang Laib im Lugano Arte e Cultura

SUSANNA KOEBERLE, LUGANO

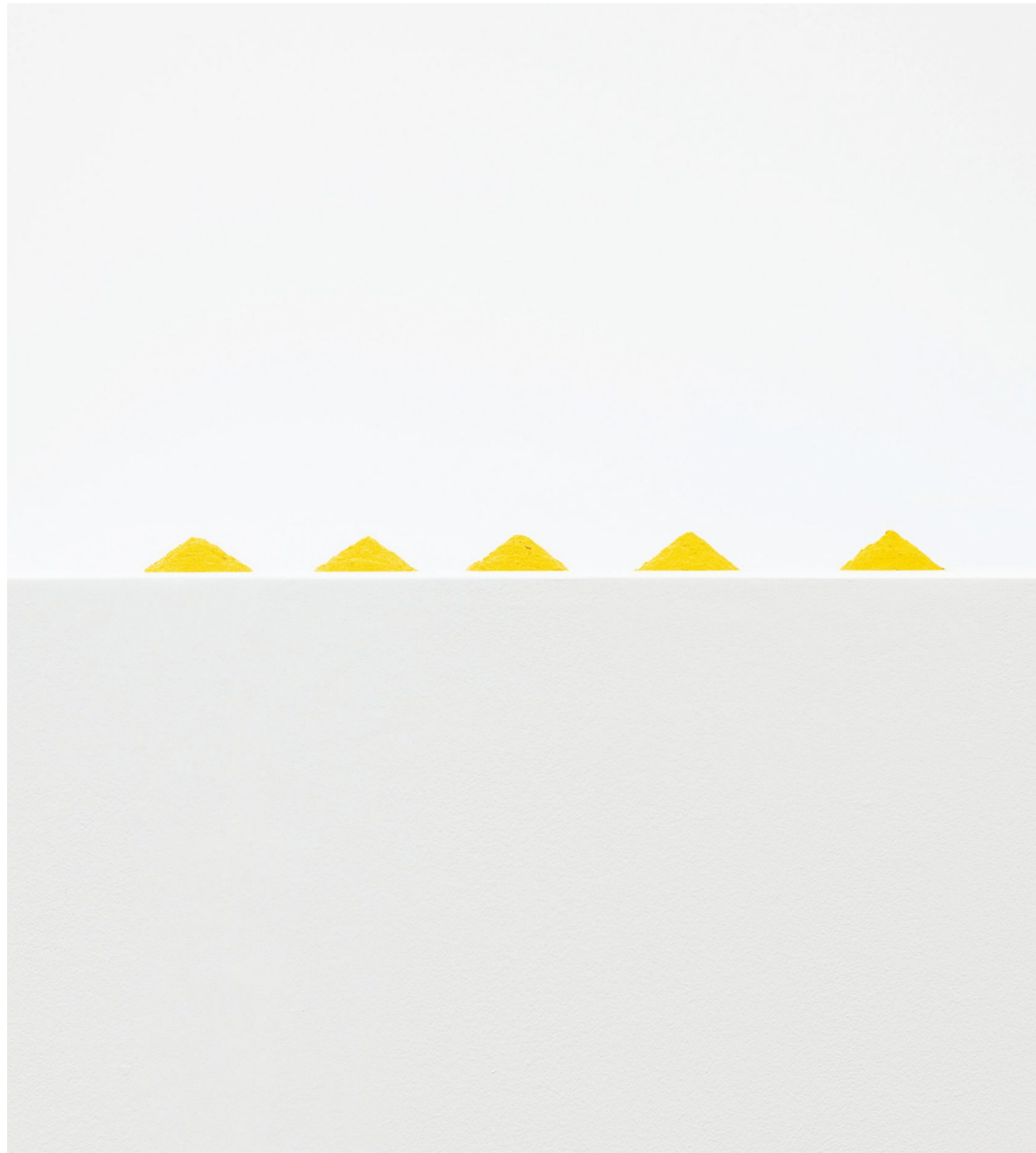
Wer in der Kunst das Neue oder Heutige sucht, wird beim Werk von Wolfgang Laib nicht fündig. Wie kaum ein anderer kreist der deutsche Künstler in seinen Arbeiten immer um die gleichen Motive. Und er verwendet seit Beginn seiner künstlerischen Tätigkeit vor über fünfzig Jahren stets die gleichen Materialien. Pollen, Wachs, Stein, Milch, Reis. Auch die Formen seiner Werke sind archetypischer Natur und wiederholen sich stetig. Dreieck, Quadrat, Rechteck, Treppe, Haus, Berg. Worin besteht eigentlich die Anziehungskraft dieses aussergewöhnlichen, schon fast obsessiven Œuvres? Was ist die geheime Zutat, die reduzierte Formen und naturbelassene Materialien zu Kunst werden lässt?

Ein Blick auf die Anfänge seiner Arbeit als Künstler sowie auf die Arbeitsweise des 1950 im süddeutschen Metzingen Geborenen könnten Antworten darauf geben. In die Fussstapfen des Vaters tretend, studierte Laib Medizin und wurde zunächst Arzt. Sehr bald realisierte der junge, aus einem künstlerisch und philosophisch interessierten Haus stammende Mann, dass dieser Beruf nichts für ihn war. Allerdings bezeichnet er seine Erfahrungen auf diesem Gebiet als prägend für seinen Werdegang als Künstler. Denn es ging darin um nichts Simpleres und zugleich Komplexeres als das Leben selbst. Die erste Skulptur, die er noch als Student anfertigte, war ein «Brahmanda» aus Stein, was auf Sanskrit «kosmisches Ei» bedeutet. Quasi aus diesem Ei wurde nach und nach sein künstlerischer Kosmos geboren.

Pro Jahr ein Glas voll Pollen

Weil er stark durch die Reisen nach Indien beeinflusst war, die er schon früh mit seiner Familie unternommen hatte, ist die asiatische Kultur zentral für seine Kunst. Allerdings sollte man sich davor hüten, seine Arbeiten inhaltlich darauf zu reduzieren, vielmehr ist seine Verbundenheit mit der asiatischen Spiritualität eine grundsätzliche Haltung, die der Künstler dem Leben und der Kunst entgegenbringt – dazu gehört aber ebenso die Faszination für christliche Mystik.

Wie sich dies in seiner Arbeit niederschlägt, zeigt der Werkkomplex seiner Blütenstaubarbeiten sehr ausgeprägt. Im Jahr 1977 begann Laib damit, Pollen zu sammeln. Zwischen Frühling und Sommer sammelt er bis heute in akribischer, stundenlangem täglicher Arbeit Pollen in der näheren Umgebung seines Wohnorts in Deutschland. Pro Jahr ein halbes bis maximal zwei Gläser voll



Wenn Kunst vordergründig unscheinbar daherkommt: Laibs Werk «The Five Mountains Not to Climb On», 1984. HARTMUT NÄGELE

Pollen ergibt diese Tätigkeit. Dieses zeitlich aufwendige Prozedere, die scheinbar sinnlose, endlos wiederholte und in absoluter Einsamkeit und Stille ausgeführte Handlung erinnert an die Arbeit von Mönchen. Während sich das Glas langsam füllt, leert sich der Geist – und das Ego. Es geht nicht um den Künstler, es geht um die Materia prima. Punkt. Aber was hat das noch mit Kunst zu tun?

«Pollen waren die Antwort auf das, was ich während meines Medizinstudiums gesehen hatte. Die Essenz meiner Erfahrungen wird zu Kunst. So einfach und kompliziert zugleich ist das», deklariert der Künstler in einem Interview anlässlich seiner grössten je realisierten Polleninstallation im MoMA im Jahr 2013. Pollen sind nicht irgendein Material, sie sind der Anfang des Lebens, dessen Potenzial. Die Wirkung dieses in

Kunst übertragenen Naturdestillats können Besucher nun auch im LAC in Lugano erleben. Das vor zwei Jahren eröffnete Museum widmet dem Ausnahmekünstler eine grosse Retrospektive. Zu den gezeigten Werken – auch Laib als Fotografen lernen wir kennen – gehört ein drei auf drei Meter grosses Quadrat aus Pinienpollen oder etwa die Arbeit «The Five Mountains Not to Climb On» aus verschiedenen Pollen.

Die Wirkung von Blütenstaub-Gelb auf das menschliche Auge ist bemerkenswert. Die Luft über dem Pollenquadrat scheint zu vibrieren, das schlichte monochrome «Bild» am Boden entwickelt eine Sogkraft, die sich nicht lediglich durch die Leuchtkraft der Farbe Gelb erklären lässt, die bei Pollen auch nach zwanzig Jahren nicht nachlässt. Bei aller Nüchternheit muss man gestehen, dass man ob der magischen Anziehung dieses Werks durchaus einsehend, weshalb dieser Ursamen die Farbe Gelb besitzt: Gelb steht für das Leben.

Die Dimension der Zeit

Und nun droht ein Abdriften in einen esoterischen Diskurs. Obwohl, nein: Eigentlich ist das alles ganz banal, hat das nichts mit Transzendenz zu tun. Eben, kompliziert und einfach zugleich. Zur optischen Wahrnehmung gesellt sich ein Gefühl, das die zeitliche Dimension, die dieser Arbeit zugrunde liegt, spürbar werden lässt. Auch wenn man nicht dabei war, als der Künstler die Pollen gesammelt hat. Und auch nicht, als er diese mit einem Sieb Flecken um Flecken auf die Fläche gestreut hat. Das Performative, Gestische und Rituelle dieser Arbeit ist da, es ist gleichsam physisch erfahrbar. Zeit- und Raumkoordinaten lösen sich auf, alles steht still. Betrachter, Künstler, Werk: einen Augenblick lang dasselbe. Ist es das, was man kosmisches Gefühl nennt?

Betrachten wir das Thema nochmals von einer kritischen Seite: Ist das nicht gestrig, stets das Gleiche zu machen? Milchsteine und Reishäuser zum zigsten Mal? Noch eine Pyramide aus Wachs und eine Reihe Reisschalen? Doch wieso soll Kunst stets Neues liefern? Ist Kunst, die den Menschen und die Kultur verändert, nicht genau das Gegenteil vom Jetzt? Sondern vielmehr ephemere und ewig zugleich? Doch es braucht tatsächlich Mut, heute solche Kunst zu machen. Den Mut auch, die Kunst selber verschwinden zu lassen, als zeitgeistiges Thema, als reine Unterhaltung. So wie Laib das etwa in seinen neueren, monochromen weissen Bildern macht, von denen auch in Lugano eine Serie zu sehen ist?

Zu sehen? Sehen tut man anfangs gar nichts, erst die leichte Veränderung der Körperposition enthüllt die weiss auf weiss gemalten Berge und Wellen. Erst allmählich entdecken wir eine Art Landschaft. «Where the Land and Water End»: Beginnt nicht da die Erfahrung, die wir wieder und wieder in der Kunst suchen – und manchmal auch finden?

Lugano, Lugano Arte e Cultura, bis 7. Januar.

Eine gründlich missratene Geburtstagsparty

Jonas Lüscher gewinnt den Schweizer Buchpreis 2017 – die Jubiläumsfeier zur zehnten Verleihung endet mit einem Eklat

ROMAN BUCHELI

Im Rahmen des Literaturfestivals Buch Basel ist am Sonntag zum zehnten Mal der Schweizer Buchpreis verliehen worden. Der Preis ging dieses Jahr an Jonas Lüscher für seinen Roman «Kraft». Die Jury würdigte das Buch als «welthaltiges, dringliches und sprachmächtiges Werk». Der Autor schildert darin einen neoliberalen Rhetorikprofessor, der seiner unglücklichen Ehe und seinen finanziellen Nöten zu entrinnen versucht, indem er im Silicon Valley an einem Schreibwettbewerb teilnimmt.

Es sei ein «fulminanter Text, der durch seine erfrischende Bösartigkeit ebenso überzeugt wie durch seinen philosophischen Tiefgang und die kluge Gegenüberstellung von Alter und Neuer Welt», hiess es zur Begründung. Der Schweizer Buchpreis ist mit 30 000 Franken dotiert. Die übrigen vier Finalisten, Martina Clavadetscher, Urs Faes, Lukas Holliger und Julia Weber, erhalten je 2500 Franken.

Im Vorfeld der Preisverleihung kam es am Samstagabend an der Jubiläumsveranstaltung aus Anlass der zehnten Verleihung des Schweizer Buchpreises zu einem Eklat. An einer Podiumsdiskussion lenkte die Moderatorin Nicola Steiner das Gespräch mutwillig und vollkommen unnötigerweise auf eine Rezension zu Urs Faes' Roman «Paarbildung», die der Kritiker Martin Ebel im Zürcher «Tages-Anzeiger» 2010 geschrieben hatte.

Ein boshafter Affront

Das Buch war 2010 für den Schweizer Buchpreis nominiert worden. Martin Ebel sass damals in der Jury und veröffentlichte kurz vor der Preisverleihung zu dem Buch einen heftigen Verriess. Die Frage war nun: Müsste ein Kritiker in einer solchen Situation und zumal in seiner doppelten Funktion als Juror und Kritiker zurückhaltender sein? Die Frage war insbesondere an Martin Ebel gerichtet, der am Samstag-

abend an der Jubiläumsveranstaltung teilnahm und auf dem Podium sass. Martin Ebel sah darin kein Problem.

In der Folge wurde aus der Kritik eine besonders drastische Stelle zitiert. Nicht genug damit, beging Nicola Steiner als Moderatorin auch noch den Fauxpas, mit Jonas Lüscher ihren persönlichen Favoriten für den Buchpreis zu nennen. Sie gab zugleich ihrer völlig deplacierten Hoffnung Ausdruck, er möge den Preis gewinnen.

Urs Faes und die übrigen Nominerten sassens als offiziell geladene Gäste im Publikum. In der Runde machte sich rasch eine allgemeine Konsternation angesichts dieses doppelten Affronts breit. In der Folge verzichtete Urs Faes auf eine Teilnahme an der Preisverleihung. Es gehe ihm psychisch und physisch zu schlecht, liess er die Veranstalter wissen.

Die Rezension habe ihn damals sehr getroffen, sagte Urs Faes auf Anfrage im Gespräch gegenüber der NZZ. Es sei für ihn völlig unverständlich, warum im Zusammenhang mit dieser Jubi-

läumsfeier am Vorabend der Preisverleihung und in seiner Gegenwart der vernichtendste Satz aus einer vernichtenden Rezension zu einem vor sieben Jahren erschienenen Buch habe zitiert werden müssen.

Fauxpas auf Fauxpas

Eine würdige Jubiläumsfeier jedenfalls sieht anders aus. Auch die Veranstalter hatten es sich anders vorgestellt. Katrin Eckert vom Verein Literatur Basel und Dani Landolf, Geschäftsführer des Schweizer Buchhändler- und Verlegerverbands, hielten als Verantwortliche der Preisverleihung gegenüber der NZZ fest, sie hätten es sehr bedauert, dass Urs Faes an der Feier nicht dabei gewesen sei und damit die verdiente Würdigung seines nominierten Buches nicht habe miterleben können. «Wir können seinen Entscheid aber verstehen», sagten sie, «ist er doch durch die aus unserer Sicht unnötige und verletzende Wiederholung einer Kritikeraussage im Rah-

men der Feier zum Zehn-Jahre-Jubiläum des Schweizer Buchpreises tief getroffen worden.»

Die Geburtstagsparty misslang jedenfalls gründlich. So versuchte man immerhin die Preisverleihung würdig über die Bühne zu bringen. Ein Fauxpas blieb auch hier nicht aus. Die Moderatorin bedauerte die Absenz von Urs Faes, ohne den Grund dafür zu nennen. Stattdessen sprach sie vielsagend von den verbliebenen Nominierten, als wäre mit Urs Faes' Fernbleiben bereits auch entschieden, dass er nicht mehr zu den möglichen Preisanwärtern zählte.

Im Verlauf der Veranstaltung wurden ausserdem die bisherigen neun Preisträger auf die Bühne gebeten. Melinda Nadj Abonji, Monique Schwitzer sowie Lukas Bärfuss nutzten die Gelegenheit, um den abwesenden Urs Faes zu würdigen und zu ehren. Indessen hatte man auch sie seitens der Veranstalter gebeten (andere sagten: unter Druck gesetzt), die Ereignisse des Vorabends nicht beim Namen zu nennen.